

# Notizen einer Reise

Autor(en): **Reinhard, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **75 (1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975141>

## **Nutzungsbedingungen**

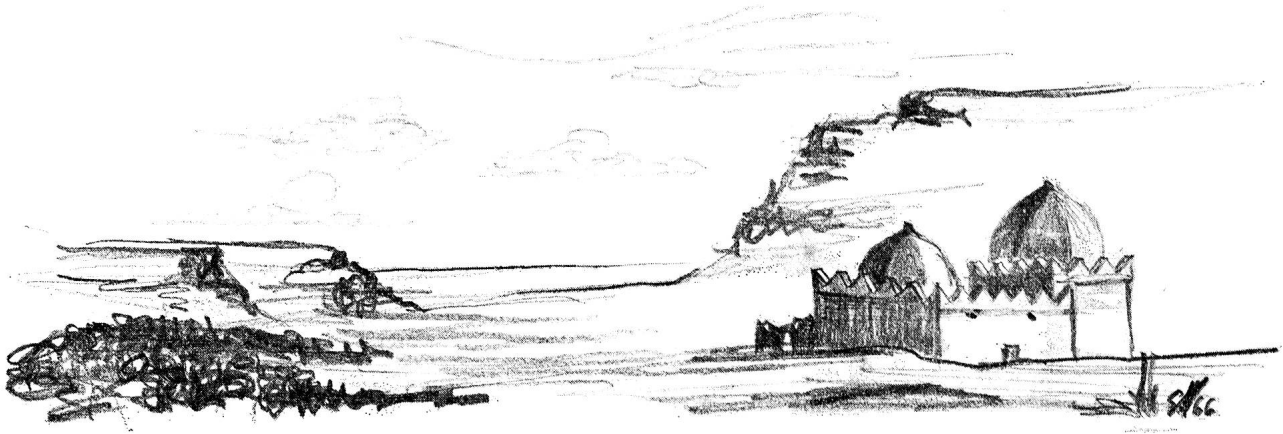
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## NOTIZEN EINER REISE

15. November 1965

Schnee fällt in dichten Flocken, eine diesige Trübe drückt auf den Flughafen von Genf. Gelangweilt warten Menschen aus allen Erdteilen in der grossen Halle auf das Ausrufen ihres Flugzeuges. Eine Hand legt sich mir auf die Schulter: René Gardi, der bekannte Reiseschriftsteller, steht grinsend vor mir: «Wohin? Ah, nach Casablanca? Auch ich!»

Die wenigen Passagiere der Touristenklasse haben sich auf den hinteren Sitzen der Swissair-Maschine häuslich niedergelassen; es herrscht dort bald eine gemütliche Atmosphäre. René Gardi hat eine Saharakarte über zwei leere Sitze gebreitet und fährt mit dem Finger erst über die Strassen, dann über die Sandpisten, die ihn auf der geplanten Reise übers marokkanische Tafilalet am Rande der Sahara nach Colomb Béchar, dann über Ablada, Tamarasset im Hoggargebiet — beneidenswerter Mann! — nach Agades, Republik Niger, führen sollen. Ziel? Er will einen Film drehen mit dem Thema «Die Salzstrasse durch die wasserlose, siebenhundert Kilometer breite Ténéréwüste von Bilina nach Agades». Mir klingt vor allem der Name Tafilalet lieblich ins Ohr; denn das Ziel meiner Reise ist Erfoud im Tafilalet. «Würden Sie», frage ich René Gardi, «die Fotos für ein schweizerisches Jugendschriftenheft aufnehmen, das ich über die beiden grossen Plagen, die das Tafilalet heimsuchen — die Fliegen und das Trachom — zu schreiben gedenke?» — Er sagt zu.

16. November 1965

Auf dem Wege zum Zentralsekretariat des Marokkanischen Roten Halbmonds an der Rue Calmette schlendere

ich durch die Strassen von Rabat. Allüberall in den Gärten blühen die Bougainvillea. Den Rosenbeeten entströmt Wohlgeruch, und von den graziösen Palmen rieseln Sonnenfunken über die rotflammenden Blüten der Hibiscus- und Weihnachtsstern-Sträucher. Zwitschernde Mädchenscharen und Knaben, die Mappe unter den Arm geklemmt, streben der Schule zu. In einem kleinen Park versucht ein halbwüchsiges marokkanisches Mädchen mit Gezappel und Gekreisich das Gleichgewicht auf einem Bubenvelo zu bewahren, während ein gleichaltriger Junge Fahrrad und Mädchen unter Anspannung aller seiner Muskeln stützt. Umsonst! Mädchen und Velo stürzen. Das Mädchen rappelt sich wieder auf, schüttelt den Staub aus den Kleidern und lächelt mir strahlend zu: «Ah, Madame, la balance!»

«Ah, Monsieur, la balance!» denke ich wenige Minuten später, nachdem ich das Büro des Delegierten des Schweizerischen Roten Kreuzes, Eduard Reinhard, betreten habe. Ich finde ihn nämlich sorgenvoll über eng mit Zahlen beschriebene Notizblätter gebeugt, bemüht, die «balance», das Gleichgewicht zwischen den vielen Forderungen an die Kasse, die der Aufbau dieser noch jungen Rotkreuzgesellschaft stellt, und den spärlichen Einnahmen herzustellen.

An der Schreibmaschine sitzt René Gardi und tippt mit gespreizten Fingern einen Brief an seine Frau. Er wartet hier an der Rue Calmette auf seine Reisegefährten, den Kameramann Ueli Schweizer und den jungen Lehrer Herbert Stucki, die mit dem vollbeladenen Landrover irgendwo in Spanien über die Strassen rollen und morgen oder übermorgen die Meerenge bei Ceuta im Fährboot überqueren werden.

Ohne seine Berechnungen zu unterbrechen, reicht mir der Delegierte eine Mappe, mit der ich mich auf die oberste Stufe der in den Hof führenden Treppe an

die Sonne setze. Die Mappe enthält eine Liste der zahlreichen Aufgaben, die, im Rahmen eines fünf Jahre umfassenden Aufbauplans, in diesem ersten Jahr erfüllt werden sollten. Neben jedem Programmpunkt stehen Notizen über das, was bereits erreicht und was noch nicht erreicht werden konnte; Bündel von Unterlagen vermitteln Einzelheiten.

Je mehr ich mich in alle diese Beweise grosser Bemühungen vertiefe, je mehr ich ihnen die verhältnismässig noch unscheinbaren Erfolge gegenüberstelle, desto mehr scheint mir der Aufbau einer so jungen, unentwickelten Gesellschaft, wie sie der Marokkanische Rote Halbmond heute noch darstellt, wie das Anlegen eines riesigen Gartens in einem noch unfruchtbaren, steinigem Gelände, dessen Boden, bevor überhaupt mit dem Anbau begonnen werden kann, von den grössten Steinbrocken befreit, gepflügt, geeeggt, gedüngt und mit einem Netz von Bewässerungsgräben durchzogen werden muss. Liegt nun dieser Boden endlich für die Saat und Anpflanzung bereit, so sind ihm die Mühen und Plagen, die er gekostet hat, nicht ohne weiteres anzusehen. Auch dann noch nicht, wenn die jungen Pflanzen beginnen, Wurzeln zu schlagen. Nicht jede Wurzel ist kräftig, nicht ein jeder Same drängt einen lebensfähigen Keim ans Licht. Auch nicht ein jeder Gärtner, der den ihm zugewiesenen Teil des Gartens betreuen sollte, arbeitet zuverlässig und treu und ist seiner Arbeit gewachsen. So findet denn der Obergärtner beim täglichen Gang durch den Garten neben vielversprechenden Pflanzen manch eine, die serbelt und abstirbt. Er muss sie ausreissen und sich nach einer kräftigeren Jungpflanze umsehen, um die lebensunfähige zu ersetzen. Solches Eingreifen ist oft undankbar, die Ergebnisse entsprechen nicht immer der unablässigen Mühe und Sorge, und doch hängt es vom geduldigen Einsatz während der ersten Zeit ab, ob der Garten gedeihen und später reiche Blüten und Früchte tragen wird.

Der Delegierte hebt den Kopf von den Zahlenblättern: «Wir leben finanziell noch von der Hand in den Mund. Nach dem Abzeichenverkauf im nächsten Mai und dem gleichzeitigen Verkauf der Sondermarken, deren Zuschlag die marokkanische Post dem Roten Halbmond in Aussicht gestellt hat, sollte sich, so hoffen wir, die Lage bessern. Immerhin, das Geld in der Kasse reicht für die nächsten Saläre des marokkanischen Personals.»

Kurz vor zwölf Uhr läutet das Telefon: Der Schweizer Berater im marokkanischen Ministerium für Entwicklung, der Neuenburger Vaucher, und seine Frau laden uns zum Mittagessen in ihr Haus ein. Die Gastfreundschaft in Marokko ist erstaunlich unkompliziert. Ein Telefon kurz vor Mittag, und eine halbe Stunde später sitzt man schon an einem reich gedeckten Tisch. Fünf Gäste in einem Haushalt von zwei Personen!

Ein Mittagessen mit ungemein anregendem Gespräch in einem kultivierten Rahmen. Vaucher erzählt von Russland, wo er sich in den Jahren 1921 bis 1923 als erster Mitarbeiter Nansens am Kampf gegen die zu jener Zeit in Russland wütende Hungersnot beteiligte

und auch mit der medizinischen Equipe des Schweizerischen Roten Kreuzes in enger Verbindung stand, die damals sieben Spitäler in Zaryzin betreute, die Landspitäler der Umgebung mit Medikamenten versorgte und in zahlreichen Ambulatorien Konsultationen erteilte. Während des Zweiten Weltkrieges war Vaucher Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Aegypten. Aus dieser Tätigkeit breitet er manch eine bizarre, aber auch tragische Situation vor uns aus. So waren zum Beispiel alle Deutschen, die sich bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Deutschen Reich und England in Aegypten aufhielten, von den Engländern interniert worden, gleichgültig, ob es sich bei ihnen um Anhänger oder um erbitterte Gegner des Nationalsozialismus handelte. Als sich Rommel mit seiner Armee der Grenze Aegyptens näherte, wurden die Nazigegner in den Internierungslagern von Panik ergriffen. Sie fühlten sich im höchsten Grade gefährdet; denn die Nazianhänger hatten Listen mit ihren Namen angefertigt und ihre nazifeindlichen Äusserungen notiert. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz erreichte dann die Ueberführung dieser gefährdeten Internierten nach Australien.

Beim schwarzen Kaffee werfen René Gardi und der Delegierte des Schweizerischen Roten Kreuzes, beide ausgezeichnete Kenner Afrikas, interessante ethnologische und soziale Fragen auf, so dass uns scheint, der Raum des Speisezimmers werde weiter und weiter und umfasse die ganze faszinierende Mannigfaltigkeit afrikanischen Lebens.

17. November 1965

Im jungen Tagesschein spannt sich ein Regenbogen über die Stadt Rabat: für die Gläubigen ein von Allah gesandtes Zeichen. Denn heute feiert Marokko den zehnten Jahrestag der Unabhängigkeit; vor der Tribüne des jungen Königs wird in wenigen Stunden ein langer Zug von 12 000 Soldaten defilieren. Im luxuriösen Hotel Tour Hassan versammeln sich die hohen Offiziere der von befreundeten Ländern gesandten militärischen Delegationen, die an den Festlichkeiten in der Hauptstadt teilnehmen werden.

Wir frühstücken auf dem Trottoir eines kleinen Restaurants an einem der Boulevards im Geschäftsviertel; an uns flutet eine unabsehbare Menschenmenge vorüber. Jedermann hastet der Avenue de la Victoire zu, um sich rechtzeitig einen Platz am Strassenrand zu sichern, der den Blick auf die königliche Tribüne gewähren könnte.

Junge Frauen in westlicher Kleidung stöckeln auf Bleistiftabsätzen neben tiefverschleierten Matronen in dunklem Djellaba vorüber, hochgewachsene, in bunte Tücher gehüllte Berberinnen, das Gesicht unbedeckt, schreiten mit schönen, weichen Bewegungen inmitten einer Kinderschar, junge Männer in saloppem westlichem Anzug passen den Schritt jenem eines Patriarchen im Burnus an; die Babuschen des alten Mannes, in denen die nackten Füsse stecken, klatschen über den Asphalt. Ein Durcheinander von Jahrhundertealtem

und einer da und dort ein wenig überspitzten Moderne, wie es heute überall in den grossen Städten Afrikas, in denen sich die junge Generation vom Altherkömmlichen löst, zu beobachten ist. Eine Synthese? Ja, eine solche fällt uns auf. Frauen, die auf gute Familie und Rang Anspruch zu erheben scheinen, haben, was ihre Kleidung anbetrifft, in anmutiger Weise Tradition und Moderne zu verbinden verstanden. So sehr der Djellaba, das mantelartige, bis auf die Knöchel fallende Kapuzenkleid eine plumpe Frau noch plumper erscheinen lässt, so geeignet ist, auf der andern Seite, sein Schnitt, die grazile Biegsamkeit einer schlanken Frauengestalt hervorzuheben. Das haben gerade die besonders verfeinerten Frauen erkannt. Sie tragen ruhig den Djellaba, den sie sich meistens aus kostbarem Tuch und in zarter Farbe gewählt haben, sie tragen ihn aber auf neue Art. Weder ziehen sie die Kapuze über den Kopf, noch verschleiern sie das Gesicht. Dagegen knüpfen sie sich in ungemein koketter Weise ein buntes Tüchlein übers gepflegte kurzgeschnittene Haar. Möge Marokko auch in andern Bereichen eine so glückliche Vermählung der uralten Tradition mit der Moderne finden!

Unmittelbar nach dem Mittagessen fährt der Landrover der Expedition Gardi in den Hof des Marokkanischen Roten Halbmonds an der Rue Calmette. René Gardi beschliesst, sofort, in Begleitung seiner jungen Tochter und der beiden Reisegefährten, aufzubrechen, um uns nach Meknès voranzufahren. Morgen, gegen Mittag, werden wir uns in Azrou am Südhang des Mittleren Atlas treffen.

18. November 1965

In Azrou, was «Felsen» heisst, erspähen wir sehr bald Gardis Landrover; Rudel von Kindern umringen ihn. «La Croix-Rouge», geben sie dem eidgenössischen Kreuz auf dem Nummernschild eine neue Bedeutung. Und drüben bei den Handwerkern entdecken wir auch schon Ueli Schweizer in tiefer Hocke, die Kamera am Auge, wenige Schritte weiter die andern drei der Expedition.

René Gardi wechselt hinüber in unseren, das heisst in den Wagen des Delegierten des Schweizerischen Roten Kreuzes; die ausgeklügelte, jedes Winkelchen und Spältchen ausfüllende Bepackung des Landrovers gewährt bloss Raum für drei Personen, und sie sind ihrer vier. Wir fahren voraus, der Landrover folgt. Unmittelbar nach Azrou, das bereits auf 1200 Meter Höhe liegt, beginnt die Strasse in gut ausgebauten Kurven zum Mittleren Atlas emporzusteigen. Wir überqueren eine Gebirgskette nach der andern auf hohen Passtrassen, von denen der höchste Uebergang, der Col du Zad, 2178 Meter hoch liegt. Zwischen den Ketten dehnen sich breite Hochtäler aus. In einem dieser Täler verlassen wir die gute Asphaltstrasse, und eine steinige Piste führt uns an einen Bergsee, an dessen Ufer vor fünf Jahren die Helfer des Marokkanischen Roten Kreuzes — damals standen sie in den Diensten der Liga der Rotkreuzgesellschaften — in

Zeltlagern ihre Ausbildungswochen verbrachten. Hier, auf diesem erinnerungsreichen Flecken Erde, holen wir unsere Picknickkörbe aus den Wagen. Die Sonne scheint, doch sehen wir uns wegen des kalten Bergwinds gezwungen, die Windjacken anzuziehen. Hier wächst nur Hartgras, das auseinanderliegende Kissen bildet, die uns im rostroten Erdreich wie Inseln in einem Meer erscheinen. In der Ferne schmelzen diese Inselchen, dem Gesetze der Perspektive gehorchend, mit der Erde zu einem rosaschimmernden Grün von eigenartiger Farbwirkung zusammen.

Nach der Kreisstadt Midelt führt die Strasse zum 1947 Meter hohen Col du Talghemt hinauf; wir durchqueren den Hohen Atlas. Nun kurvt die Strasse, einer tiefeingeschnittenen Schlucht entlang, in ein unabsehbar breites und ödes Hochtal. Nirgends eine Hütte, nirgends eine Herde! Ruhe, Einsamkeit, Schweigen.

Erst am Fusse der zweiten Kette des Hohen Atlas, die wir durchqueren müssen, leuchten einige Ksar, einige befestigte Siedlungen, in der Sonne. Ein Wasserlauf! Der Oued, der Fluss Ziz! Ihm werden wir bald durch die Schlucht, in die er sich eingefressen hat, hinunter zur Sahara folgen. Vorher aber hält der Delegierte des Schweizerischen Roten Kreuzes noch am Strassenrand an, und hinter seinem Wagen werden auch die Bremsen des Landrovers angezogen. Ich kenne diese Stelle. Hier pflegte, in den «temps héroïques» vor vier, fünf Jahren, der Bauer Si Mustapha jeden Monat einmal Stunde um Stunde zu warten. Er gehörte der Liga-Equipe an, die während vierzehn Tagen eines jeden Monats von algerischer Flüchtlingsgruppe zu Flüchtlingsgruppe fuhr, um einer jeden die ihr zukommende Lebensmittelration zuzuteilen. Hier, an diesem einsamen Strassenrand, nahmen ihn die in Midelt wohnenden drei Mitglieder der Equipe in ihren Jeep auf, um nach Ksar-Es-Souk, dem Hauptquartier der Verteilungsequipe, zu fahren, hier hielten sie nach vierzehn Tagen wieder an, um ihn aussteigen zu lassen.

«Ich fahre hier nie vorbei», erklärte uns der Rotkreuzdelegierte seinen plötzlichen Halt, «ohne Si Mustapha begrüsst zu haben. Er wohnt in dieser Gegend in völliger Abgeschlossenheit mit seinen drei Frauen und einem Rudel von Kindern und würde es mir nicht vergeben, wenn ich ganz einfach vorüberfahre. Trotz der Abgeschlossenheit würde er bald davon hören, dass ich im Tafilalet war.» Und während wir, einem bloss angedeuteten Pfad folgend, durch eine Steinwüste schreiten, froh, die Glieder ein wenig bewegen zu dürfen, beschreibt uns der Delegierte das kleine Paradies, dem wir uns mit jedem Schritte nähern. «Si Mustapha hat sich hier nicht nur ein Haus und eine grosse Scheune gebaut, sondern, vom Haus etwas entfernt, auch noch eine Mühle, für deren Betrieb er Wasser vom nahen Fluss abgeleitet hat. Ein ganzes Netz von Kanälen und Kanälchen bewässert seinen ausgedehnten Fruchtgarten; Bäumchen nach Bäumchen hat er selbst gepflanzt und betreut sie mit grosser Umsicht. Auch die Wiesen und Aecker werden bewässert, und der Ertrag der Wiesen wächst von Jahr zu Jahr, so dass er sich schon eine kleine Herde von Kühen halten kann. Ein stiller, fleisiger und lieber Kerl, dieser Si Mustapha.»



Und nun sitzen wir vor ihm auf den Matten in seiner besten Stube. «L'âme du thé» pflegten wir ihn damals zur Zeit der Verteilungen zu nennen. Denn kein anderer braute wie er so bereitwillig und mit solcher Innigkeit der Verrichtung den Tee für uns. Auch jetzt hat er sich sofort hinter den schimmernden Messing- und Kupfergeräten niedergelassen, um mit der ihm angeborenen Würde den Tee für seine Gäste zuzubereiten. Er schlägt mit dem ornamentgeschmückten Bronzehammer ein ansehnliches Stück vom Zuckerstock und legt es sorgfältig in die Teekanne, in der er bereits chinesisches Teekraut mit einem Guss kochenden Wassers angebrüht hat. Jetzt stopft er ein Bündel grüner Minze in die Kanne und giesst aus dem Teekessel noch blubberndes Wasser darüber, füllt ein Glas mit dem herrlich duftenden Gebräu, giesst es gleich wieder zurück, lässt erst jetzt den dampfenden Strahl aus hochehobener Kanne in die Gläser fließen und überreicht sie uns. Vor der offenen Tür schreitet, ein Kleinkind auf dem Rücken, eine hübsche junge Frau vorüber, ein kleines Mädchen betritt schüchtern den Raum, schmiegt sich an den Vater und bestaunt uns mit grossaufgeschlagenen Kirschenaugen.

Jetzt sehen wir uns die Umgebung des einsamen Gehöftes an: Die Mühle ist zusammengefallen. Die Fruchtbäume liegen ent wurzelt unter Schlamm und Geröll. Die Aecker und Felder sind eine Wüste. Die Wasserleitungen sind nicht mehr.

«Si Mustapha! Was ist mit deinem Paradies geschehen?» Voll Demut neigt der Mann das Haupt und sagt: «Inch'Allah. Der Oued Ziz . . . er hat alles zerstört.» Kein Wort der Klage. Keine Bitte um Hilfe. Inch'Allah. Wie Gott will. Si Mustapha wird einfach wieder von vorne beginnen. Still, treu. Welch eine Haltung!

Von hier bis hinunter in die Sahara begegnen wir nun ununterbrochen den Verheerungen, die der vor zwei Wochen auf einer Länge von siebzig Kilometern über die Ufer getretene Ziz verursacht hat. Ganze Ksur sind zusammengefallen. Lange Strassenstücke sind, vom tosenden Wasser unterspült, in den Fluss gestürzt, Sandpisten führen uns in weitem Bogen vom Flusse weg und wieder an sein Ufer zurück auf die auch hier beschädigte, aber doch irgendwie noch befahrbare Strasse. Wir spüren vorsichtig Kilometer nach Kilometer den Schluchten entlang, und der Scheinwerfer tastet, nach eingebrochener Nacht, Stück um Stück der Strasse ab, bevor sich die Wagen darüber wagen. Die grosse Brücke vor Ksar-Es-Souk steht noch, doch das ihr unmittelbar folgende Strassenstück ist in den Fluten verschwunden. Wir biegen ab, holpern über einen Fussweg, links und rechts Verwüstungen, die im Lichte der Scheinwerfer hinter dem Schleier des aufgewirbelten Staubes in phantastischer Weise ins Unermessliche zu wachsen scheinen.

In Ksar-Es-Souk, dem Hauptort der Provinz, beschliessen wir — nach einem kurzen Zwischenhalt im Restaurant eines weiteren Angehörigen der ehemaligen Verteilerequipe —, sofort nach Erfoud, einem Kreisstädtchen inmitten der Oasen, weiterzufahren.

Wir stehen erschüttert auf einem weiten Trümmerfeld. Eingestürzte Häuser, so weit das Auge reicht. 1299 Wohnstätten sind hier in Erfoud am 7. November, also erst vor zwölf Tagen, innert weniger Minuten von Flutwellen zerschmettert worden. Unter den Trümmern der eingestürzten Mauern liegt das ganze Hab und Gut der Familien begraben, die bis vor kurzem hier gewohnt und gelebt haben. Wir klettern durch halbverschüttete Gässchen. Wolken von Staub steigen auf. Frauen, Männer und Kinder graben im Schutt der einstigen Behausung, von Hoffnung beseelt, irgendetwas vom Hausrat retten zu können. Umsonst! Die ausgegrabenen Bettgestelle sind verbeult und verrostet, die Matratzen, aus denen faulendes Seegrass quillt, vom Wasser verdorben. Hier ragt eine verbeulte Emailschüssel aus den Lehmbrocken, dort versucht ein Greis die Stücke einer auseinandergebrochenen Truhe zusammenzusetzen, eine Frau betrachtet lange einen zusammengedrückten Kochtopf, schüttelt leise den greisen Kopf und wirft das Gefäss zurück auf den Schutt. Ueberall Scherben, Tuchfetzen, verbogenes oder zerbeultes Messing. Und überall da, wo ein Haus in Trümmern liegt, wächst jetzt, Stück auf Stück gelegt, ein kleiner Stoss von zerschlagenen Fenster- und Türrahmen, Brennholz! Das ist alles, was ihnen bleibt. Es sind Hunderte von Menschen, die in den Trümmern wühlen. Wir hören das schleifende Geräusch der Spaten, das dumpfe Aufschlagen eines auf den Stoss geworfenen Holzstücks, den metallischen Klang eines weggeworfenen Messinggeräts, wir vernehmen aber, auf einmal fällt es uns auf, keine menschlichen Laute. Die Männer, die Frauen, die Kinder arbeiten still, unheimlich still.

Der Präsident der Kreissektion Erfoud des Marokkanischen Roten Halbmonds, Hadj Hassan Tahar, der uns führt, bleibt vor einem Schuttkegel stehen: «Das war mein Haus», sagt er schlicht.

Wir besuchen einen Teil der rund siebentausend Obdachlosen von Erfoud. Sie sind teilweise in den Räumen des Marokkanischen Roten Halbmonds, teilweise im Schulhaus, in Lagerhäusern und in Räumen der Behördestellen untergebracht. Manch eine Familie fand Unterkunft bei Verwandten oder Freunden. Täglich werden diesen Opfern der Ueberschwemmung Lebensmittel für drei Mahlzeiten zugemessen. Die Obdachlosen schlafen auf Strohsäcken. Es fehlen ihnen aber die Decken. Die Kinder sind fast alle erkältet; denn die Nächte sind schon sehr kalt.

Gegen Mittag werden wir vom Superkaïd und vom Kaïd empfangen, während René Gardi und seine Equipe einen Dokumentarfilm über die von der Ueberschwemmung verursachten Verheerungen drehen. Bei einer Tasse Tee im Büro des Kaïds erhalten wir die traurigen Einzelheiten:

In der ersten Novemberwoche dieses Jahres wurde das sonst ausgesprochen regenarme Saharagebiet der Provinz Ksar-Es-Souk, in dem gewöhnlich eine mittlere Jahres-Regenmenge von sieben Zentimetern gemessen wird, von sintflutartigen Regengüssen heimgesucht, wie sie in solcher anhaltenden Heftigkeit auch



die ältesten Bewohner bisher nie erlebt hatten. Die beiden Flüsse Ziz und Ghéris schwollen am 6. November in solch alarmierender Weise an, dass der Gouverneur der Provinz die Behörden aller bedrohten Siedlungen telefonisch zu Sofortmassnahmen aufrief. Gerade noch zur rechten Zeit; denn eine Stunde später schon waren alle telefonischen Verbindungen abgebrochen, und eine jede Gemeinde sah sich in der Durchführung der Anordnungen auf sich selbst gestellt.

Überall in den Städtchen und Ksur, die an den Flüssen liegen, wurden unmittelbar nach Durchgabe der Warnung die Betagten sowie die Frauen mit den Kindern in weniger gefährdete Gebiete gebracht, sei es in die Sanddünen, sei es auf einen nahen Hügel, wo sie sich zwar vor den Fluten in Sicherheit befanden, wo sie aber den anhaltenden Regengüssen und der Kälte der Nacht schutzlos preisgegeben waren. Die Männer und Jugendlichen warfen unterdessen oberhalb der Siedlungen Gräben auf, um das Hochwasser in die Hammada, die Steinwüste, abzuleiten, sie füllten fieberhaft Säcke mit Sand und schichteten sie zu Schutzmauern auf. Von manch einem Ksar konnten sie dank ihrem Einsatz das Schlimmste abwenden. Leider aber nicht von allen Gemeinden. Besonders die Ksar und Palmgärten der Kreise Erfoud, Goulmima, Ksar-Es-Souk und Rich erlitten grosse Verluste.

Besonders schwer heimgesucht wurden die Bezirke Erfoud und Aoufous mit den zu ihrem Bezirk gehörenden Ksur. Flussaufwärts gesandte Späher hatten die beängstigende Nachricht nach Erfoud gebracht, dass sich eine hohe Mauer aus entwurzelten Bäumen und Geröll hinter der Brücke von Amon, fünfzehn Kilometer oberhalb von Erfoud, auftürme und dahinter das Wasser stauete. Die Brücke werde dem ungeheuren Druck des gestauten Flusses nicht mehr lange standhalten können, ja, es müsse damit gerechnet werden, dass sie jeden Augenblick zusammenbreche.

Die Betagten sowie die Frauen und Kinder von Erfoud befanden sich, als diese Nachricht eintraf, bereits in Sicherheit. Auch die Kranken waren aus dem Kreisпитал in den «Gîte d'Etappe», das einen kleinen Hügel dominierende Hotel, evakuiert worden, so dass nur die immer noch im Einsatz stehenden Männer und Jugendlichen gewarnt werden mussten. Kaum hatten auch sie sich in Sicherheit gebracht, brach das Unheil

über ihre Stadt herein. Die Brücke war zusammengebrochen, und das gestaute Wasser schlug in tosenden und schäumenden Fluten über die Behausungen aus Lehm. Welle auf Welle wälzte sich heran. Die Luft war vom brausenden, betäubenden Getöse erfüllt. Überall begannen jetzt Mauern zu bersten, Häuser in sich zusammenzusinken, ganze Reihen waren auf einmal nicht mehr da, ganze Strassenzüge verschwanden.

In Erfoud allein lagen 1299 Behausungen in Trümmern; der grauenhafte Spuk hatte bloss einige Minuten gedauert.

Aehnlich erging es auch den Bewohnern der andern Kreise. Auf einer Strecke von siebzig Kilometern dem Flusse Ziz sowie dem Unterlauf des Ghéris entlang sind zahlreiche Ksur teilweise oder ganz zerstört worden.

Die Verluste an Menschenleben? Das Tafilalet beklagt siebzehn Tote; ohne die rechtzeitige Warnung und die überall getroffenen Vorsichtsmassnahmen wären Tausende von Menschen umgekommen.

Täglich treffen noch Meldungen von zerstörten Wohnstätten ein. 25 000 Menschen sind im Tafilalet obdachlos. 365 Kühe, 3379 Schafe, 127 Ziegen und 69 Kamele sind ertrunken, rund 75 000 Olivenbäume und 20 000 Dattelpalmen sind entwurzelt. Rund zehntausend Hektaren Getreideäcker sind verwüstet, alle Strassen auf weiten Strecken mehrmals unterbrochen, die Brücken weggerissen.

Mit dieser Ueberschwemmung ist das hart um seine Existenz kämpfende Tafilalet in diesem Jahr viermal von Katastrophen heimgesucht worden. Im Januar zerstörten ein Frost und anschliessende Schneefälle die Dattelpalmen zahlreicher Ksur am oberen Lauf des Flusses Ziz. Im Oktober raffte eine Viruskrankheit fünfundachtzig Prozent aller Esel und Pferde dahin. Anfangs November vernichteten die schweren Regenfälle neunzig Prozent der bereits geernteten und zum Trocknen ausgebreiteten Datteln, der Hauptnahrung für den Winter.

Die in diesem Jahr so erbarmungslos heimgesuchte Oasenbevölkerung trägt die Schicksalsschläge mit einer Würde, die grösste Achtung, ja Bewunderung verdient. Keiner spricht davon, obwohl manch einer den ganzen Besitz verloren hat.

Nur die Behörden fragen sich bange, wie das Leben weitergehen soll.

*Marguerite Reinhard*

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer)

---

*Wahre Nächstenliebe ist mehr als die Fähigkeit zum Mitleid, es ist die Fähigkeit zur Zuneigung.*

*Mitleid mag einem unbestimmten Begriff wie Menschlichkeit entspringen.*

*Zuneigung wächst aus der bestimmten Sorge um einen notleidenden Menschen, der am*

*Strassenrand des Lebens liegt. Zuneigung ist das Gefühl*

*der Gemeinschaft mit einem Menschen in Not, mit seinem Schmerz, seinem Leid, seinen Lasten.*

MARTIN LUTHER KING

«Von des Christen Freude und Freiheit»